



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Mythe von Wilhelm Tell. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Anthe von Wilhelm Tell.

I.

Tell und Gessler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen von
E. L. Kochholz. Heilbronn, Verlag von Henninger 1877.

Daß die Erzählung von Tell's Apfelschusse und der Ermordung des Vogts Gessler durch ihn in allen Stücken auf einer Mythe der arischen Urzeit beruht, ist schon längst behauptet, seit geraumer Zeit von der ernstesten Sagenforschung und Geschichtschreibung anerkannt und nur von Wenigen noch heute bestritten. Gleichwohl ist das vorliegende Buch mit seiner überaus gründlichen, bisweilen gar zu gründlichen und in Folge dessen breiten Behandlung des Gegenstandes willkommen zu heißen. Niemand kann nach den Ausführungen dieser mit ebenso viel Fleiß als Scharfsinn gearbeiteten Monographie noch ernsthaft und mit gutem Gewissen meinen, daß ein Tell und ein Gessler, wie sie in den alten schweizerischen Tellschauspielen leben, und wie Schiller sie uns vorgeführt, jemals als geschichtliche Personen existirt haben, und die Schweizer können sich dazu Glück wünschen, da der Anfang ihrer Freiheit jetzt nicht mehr durch einen Meuchelmord besleckt ist. Da unserer Erfahrung nach auch unter Leuten von sonst guter Bildung die wissenschaftlichen Untersuchungen in Betreff der Tellsage und deren Ergebnisse weniger als wünschenswerth bekannt sind, so glauben wir nichts Ueberflüssiges und Unnützes zu thun, wenn wir einen ausführlichen Auszug aus der ersten und einige Resultate der zweiten Hälfte der Kochholz'schen Schrift folgen lassen. Zu jenem möge im Voraus bemerkt sein, daß die Sage von dem Apfelschusse vor einem tyrannischen Herrscher auch im Völkercreise der Kelten und zwar unter den Rymren von Wales vorkommt.

Das Ergebniß unseres Buches lautet: Die Namen Tell und Gessler sind geschichtlich unvereinbar. Jener bezeichnet eine den verschiedensten Völkern schon im frühen Mittelalter bekannte Naturmythe, dieser aber erscheint erst

in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und gehört lediglich dem Schweizerkanton Aargau an. Aus den Urkunden der Familiengeschichte der Schweizerischen Gefler geht hervor, daß kein einziger derselben die Rolle, welche die Sagen von Tell ihnen zuweisen, gespielt, kein einziger einen Tell zum Gegner gehabt hat, kein einziger von einem Tell oder einem ähnlichen Schützen getödtet worden ist. Ueberdieß aber charakterisirt sich die ganze Sage von vornherein als ungeschichtlich. „Alle Züge dieses Ereignisses“, sagt H. Gelzer, „spielen in das Land der Wunder. Gelingen in Allem, was der Held unternimmt. Er vollbringt glücklich den Apfelschuß, er allein rettet das Schiff im Sturme, er hindert es mit einem einzigen Stoß an der Landung, er erlegt ungefährdet den Tyrannen. Daß alle diese Züge, von denen jeder einzeln schon des Wunderbaren genug hat, sich noch so rasch folgen, daß sie so in ein einziges Drama verknüpft sind, verräth für Jeden, der mit der Eigenthümlichkeit der Sagenbildung vertraut ist, daß hier ebenfalls die Hand der Sage gewaltet hat.“

Der Kern des Naturmythus, aus dem sich die Sage von Tell und Gefler entwickelt hat, wird in den Volksfesten dargestellt, die in der Zeit von den Fasten bis Pfingsten den Sieg des Lichtes über das Dunkel, des Sommers über den Winter feiern, und von denen Kochholz eine große Anzahl beschreibt, die früher an verschiedenen Orten der Schweiz abgehalten wurden. Sieben Burgen des Winters müssen nach altindischem Glauben gebrochen werden — die sieben Wintermonate von Oktober bis Mai — und zwar müssen sie mit Pfeilen beschossen werden, welche die Sonnenstrahlen des Lichtgottes versinnbildeln. Symbolische Handlungen der Art kommen vielfach vor. Das ursprünglichste Verfahren dabei schildert uns Geiler von Kaisersberg in den Mumenspiel seiner Heimath bei Schaffhausen, dem er 1352 bewohnte. Man baute hier aus Bäumen und Reißig eine „Weihnachtsburg“, die dann von den Nachbarn belagert, mit Pfeilen und Bolzen aus Rübenschnitzen beschossen und schließlich erstürmt wurde, worauf die Bauern sich zusammensetzten und „eine ehrbare Freude mit einander hatten.“ Anderswo trat der Winter als „Wilder Mann“, als Bär, als Drache, als Räuberbande, als Landesfeind u. d. auf, um schließlich überwunden und vernichtet zu werden. Ueberall war der Grundgedanke: nach langwierigem Kampfe zwischen dem winterlichen Tyrannen und dem Helden Lenz erliegt jener den Sonnenpfeilen, die dieser auf ihn abschießt.

Dieser Naturmythus, der allen arischen Völkern gemeinsam war, hat dann in sehr alter Zeit schon ethischen Gehalt gewonnen und ist zuletzt, gleich manchem andern, zu einem angeblich geschichtlichen Ereignisse geworden, mit dem andere Züge aus Naturmythen sich verschmolzen. So ist die Befreiung vom Winter zur Befreiung von der Herrschaft eines grausamen Men-

schen und drückenden politischen Zuständen geworden, so verwandelte sich der zunächst überhaupt als stiegender Held gedachte Frühling in einen gefeierten, stets treffenden Bogenschützen, und so ist u. A. der Apfelschuß in die Sage gekommen, bis dieselbe unter verschiedenen Völkern arischen Stammes und zwar schon Jahrhunderte vor der Zeit, in die man Tell und Gessler versetzt, mehr oder minder die Gestalt angenommen hatte, in der sie diese beiden zu Helden hat. In Folgendem geben wir nach Kochholz Beispiele solcher der Tellsage zeitlich weit vorausgehender Erzählungen.

Sarpedon, ein griechischer Heroos, wurde als Kind zum Schußziele hingestellt und ihm ein Ring von der Brust geschossen, eine That, welche die Erwerbung der Krone von Lykien zur Folge hatte. Alkon von Kreta steht, wie sein kleiner Sohn Phaleros von einem Drachen überfallen und umstrickt ist, nimmt Bogen und Pfeil, zielt durch die Umringelungen und trifft über dem Kopfe des Knaben in den Rachen des Ungeheuers. Der persische Dichter Farid Uddin Attar erzählt in seinem 1170 verfaßten Gedichte „Die Sprache der Vögel“: „Ein König hatte einen Lieblingsclaven, diesem legte er einen Apfel auf den Kopf, schoß darnach mit Pfeilen und spaltete den Apfel stets, der Sklave aber war während dessen vor Furcht krank.“

Die nordische Wilkinasage berichtet: Wieland, der kunstreiche Schmied, wurde vom Schwedenkönige Nidung gefangen genommen, seiner Schätze beraubt, angehalten, als Knecht für die königliche Schatzkammer zu arbeiten, und, als man sein Entweichen zu fürchten begann, gelähmt. Er entwich später doch vermitteltst der goldnen Flügel, die er sich in der Stille geschmiedet hatte. Inzwischen hatte er seinen Bruder Ggil, den berühmtesten Bogenschützen, von seiner Gefangenschaft benachrichtigt, und dieser erschien an Nidungs Hofe. Er wurde dem Anscheine nach gut aufgenommen; denn sein Ruf war hier wohlbekannt, allein er mußte schwören, des Bruders Schmach nicht rächen zu wollen, und hatte alsbald eine Probe seiner Bogenfertigkeit abzulegen, indem er seinem dreijährigen Sohne Drendel einen Apfel vom Haupte schießen sollte, den Nidung eigenhändig dem Kinde auf's Haupt legte. Der Schütze sollte weder zur Rechten noch zur Linken, noch über den Apfel weg, sondern allein nach letzterem zielen und nur einen Pfeil abschießen. Den Knaben zu treffen war ihm nicht verboten, weil man wußte, daß er dies schon selbst zu vermeiden bemüht sein werde. Ggil verweigerte erst den Schuß, unterzog sich aber, als man ihm mit dem Schicksal seines Bruders drohte, dem Befehle. Doch nahm er nun drei Pfeile aus dem Köcher, worauf er den einen an die Sehne legte und den Apfel mitten durchschob. Dieser Meisterschuß ist lange gepriesen worden, auch der König bewunderte ihn sehr. Doch richtete er bald die Frage an den Schützen, wozu er drei Pfeile aus dem Köcher genommen habe, da ihm doch nur erlaubt worden sei, einen zu verschießen.

Gigil antwortete: „Herr, ich will nicht gegen euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem ersten getroffen hätte, so waren die beiden andern euch zugedacht.“ Die Umstehenden meinten, er habe wie ein Biedermann gesprochen, auch der König nahm seine Rede gut auf und reichte ihn unter seine Mannschaft ein. Als Wieland dann, nachdem er die Tochter des Königs betrunken gemacht und geschändet und dessen beide Söhne ermordet hatte, entfloh, und Nidung von der höchsten Schloßzinne herab verhöhnte, gebot der König Gigil, nach ihm zu schießen. Gigil that, wie ihm geheissen, und traf nach Verabredung mit seinem Bruder eine Blase, die dieser mit dem Blute der Königsöhne gefüllt und sich unter den linken Arm gebunden hatte, so daß der grausame König sehen mußte, wie das Blut seiner Kinder zum zweiten Male floß. Er starb bald darauf vor Kummer. Wieland aber floh heim nach Seeland.

Diese Erzählung kam, nach dem ausdrücklichen Berichte der Wilkinaſage, aus dem Munde deutscher Männer aus Münster, Soest und Bremen an reisende Skandinavier, wurde von diesen gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aufgezeichnet und gelangte später in ihrer altnordischen Fassung nach Deutschland zurück, weshalb man sie gewöhnlich für skandinavischen Ursprungs hielt. Ihre deutsche Herkunft aber wird nicht blos durch das Obige bezeugt, sondern auch durch Hunderte altgeschichtlicher Personen- und Ortsnamen, von denen Nothholz eine Anzahl anführt. Nicht nur die Wielande und Gigilone, auch der heute befremdlicher klingende Name der Geschlechter Drendel treten in oberdeutschen Urkunden frühzeitig und reichlich auf. Der Mythos vom Schützen Gigil ist also in uralter Zeit nicht blos in Niederdeutschland, sondern auch am Rhein und Main, an der Donau und am Bodensee und ebenso auch in der Schweiz bekannt gewesen.

Verwandt hiermit, aber der schweizerischen Tellsage noch näher stehend, ist die Erzählung vom Schützen Toko, die wir in der *Historia danica* des Saxo Grammaticus antreffen. Saxo schrieb im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts und verlegt die erwähnte Erzählung in das zehnte. Er erzählt:

Ein Krieger Toko hatte einige Zeit in des Dänenkönigs Harald Blauzahn Diensten gestanden, durch seine Leistungen die seiner Gesellen überboten und sich damit viele Neider gemacht. Als er nun einmal bei einem Belage, schon etwas angetrunken, sich brüstete, er sei ein so geübter Schütze, daß er den allerkleinsten Apfel, draußen auf einen Stock gesteckt, mit dem ersten Schusse herabholen wolle, brachten die Horcher dies Wort dem König zu Ohren und dieser war grausam genug, des Mannes vermessene Rede zu dessen Söhnleins Lebensgefährdung zu mißbrauchen. Er befahl, statt des besagten Stockes solle Tokos Kind, dieses theuerste Pfand der Vaterliebe, als Ziel hinausgestellt

werden, und wenn der Prahler den Apfel auf des Söhnleins Haupte nicht mit dem ersten Pfeile durchbohre, so habe er mit seinem Leben sein freches Reden zu büßen. Nun holte Toko den Sohn herbei, stellte ihn mit dem Gesichte gegen das Ziel und sprach ihm Muth ein: unverwandten Hauptes und unbeweglich müsse er das Schwirren des heransfliegenden Pfeiles erwarten, das geringste Zucken könnte den sichersten Schuß vereiteln. Er nahm hierauf drei Pfeile aus dem Köcher, legte den ersten auf die Sehne und traf den Apfel. Hätte er gefehlt und den Knaben ins Haupt getroffen, so wäre der Mord auf den Vater gefallen, und man hätte den Schützen dem Erschossenen nachgeschickt. Vom Könige alsdann befragt, wozu er mehrere Pfeile aus dem Köcher genommen, da doch sein Heil nur auf einem Schusse gestanden habe, erwiederte Toko: „Um an dir das Fehlgehen des ersten mit der Schärfe der beiden andern zu rächen; denn nicht bloß die Unschuld soll gestraft werden, und deine Gewaltthätigkeit soll nicht ungerochen bleiben.“ Mit diesem freimüthigen Worte gab er zu verstehen, daß ihm allerdings der Titel des Tapfern, dem Könige aber eine herbe Rüge gebühre.

Allein vergebens hatte Toko diese für sein Vaterherz gefährlichste Klippe nun umfahren, bald darauf brach ein ebenso schweres Gewitter über ihn los. König Harald pflegte nämlich jener Fertigkeit sich zu berüchmen, mit denen die Finnen ihre verschneiten Gebirge auf Schneeschuhen durchfahren. Als nun Toko auch hierin seine Geschicklichkeit derjenigen des Königs gegenüberzustellen wagte, wurde er abermals beim Worte genommen und mußte die Probe seiner Behauptung beim Felsen Kolla bestehen. Doch auch diesmal hatte er, wie der Erfolg bewies, nicht eitel geredet. Er bestieg die Höhe jener Meeresklippe, hatte nichts als seinen Leitstab, schnürte die glatten Schrittplatten an die Sohlen und fuhr dann mit reißendem Rutsch in die Tiefe. Das bloße Erblicken der grausigen Abgründe würde Jeden noch vor Beginn des Wagnisses außer sich gebracht und mit völliger Stumpfsheit geschlagen haben; er aber, auf abschüssigem Fels mit Blitzesschnelle hinabsausend, blieb beherzt und mußte mit sicherer Hand den steuernden Leitstab zu führen. Zwar gingen die schwachen Schneeschuhe an dem scharfen Gestein in Stücke, und er selbst war nahe daran, ins Meer zu stürzen, dennoch erreichte er glücklich das Gestade und wurde von einem Schiffe aufgenommen. Als man hernach die Trümmer der Schneeschuhe aufsuchte und dem König überbrachte, hielt ihn dieser, der nichts weiter ersuhr, für todt.

Inzwischen war Harald in seiner Grausamkeit gegen die Unterthanen soweit gegangen, Menschen mit Ochsen zusammenspannen zu lassen. Darüber empörten sich die Dänen, des Königs Sohn Sweno trat auf die Seite des Volkes und wurde auf den Thron erhoben, Vater und Sohn rückten gegeneinander zu Felde, unter Sweno's Truppen stand Toko. Während man

zwischen beiden Heeren über einen Waffenstillstand unterhandelte, erging sich Harald im nahen Walde, und als er hier eines Bedürfnisses wegen hinter einem Gebüsch sich niederließ, wurde er von Toko überrascht und von dem nach Rache lechzenden Manne mit einem Pfeilschuß tödtlich verwundet. Die Seinigen brachten ihn nach Julin, wo er bald darauf verschied.

Man sieht, daß hier alle Hauptpunkte mit der Sage vom schweizerischen Tell zusammentreffen: der Schuß nach dem Apfel auf dem Haupte des Kindes, das Bereithalten mehrerer Geschosse von Seiten des Schützen, dessen freies Wort an den grausamen Gebieter, der wagehaffige Rutsch vom Felsen, der in der Schweiz zum wagehaffigen Sprunge wird, und der Fall des Bedrängers durch die Hand des Bedrängten. Mit Harald's Sohn Sweno, der die Waffen gegen den eigenen Vater kehrt, ist Johann Parricida zu vergleichen. Der König bringt dadurch, daß er Menschen und Ochsien zusammenspannt, sein Volk zur Empörung, in der Chronik des Weißen Buches, die Tell's zuerst gedenkt, bewirkt der Vogt Landenberg dasselbe, indem er dem Melchthal die Ochsien vom Pfluge nehmen und ihm sagen läßt, „püren (Bauern) solten den pflüg zien.“ Harald wird hinter einem Gebüsch erschossen, Etterlin's Chronik läßt den Landvogt von Tell „zuo Rühnach in der hollen Gassen hinder eynem poschenstuden“ getödtet werden.

Altnordische Abarten der Sigil- und Tokosage sind die von Eindridi und Heming. Eindridi verspricht dem norwegischen König Olaf Tryggwason († 1030), sich taufen zu lassen, wenn er ihn in drei Künsten: Schwimmen, Bogenschießen und Messerwerfen überträse. Da Eindridi's Geschicklichkeit als Schütze bekannt ist, so bestimmt der König, daß sie vom Kopfe eines Knaben, den jener sehr liebt, eine Tafel herabzuschießen versuchen sollen. Man läßt nun dem Knaben die Augen verbinden und das Tuch von zwei Männern an den Enden festhalten, damit er vor dem heranschwirrenden Pfeile nicht zusammenzucke. Darauf schießt der König zwischen Kopf und Tafel durch. (Nach andern streifte er den Knaben, so daß er blutete.) Eindridi dagegen unterläßt auf Bitten der Mutter und Schwester desselben den Schuß und erklärte sich für besiegt. In der andern, ebenfalls in Norwegen spielenden Sage besucht der König Harald Hardrade Sigurdson († 1066) einst Alslak, einen reichen Bauer auf der Insel Torg, und fordert dort dessen Sohn Heming zum Wettstreit im Bogenschießen auf. Als er sieht, daß er diesem dabei nicht gleichkommt, zwingt er ihn bei Verlust des Lebens, dessen Bruder Biörn eine Haselnuß vom Kopfe zu schießen. Der Schuß gelingt. Als Harald aber dann einen Kriegszug gegen England unternimmt, stellt sich Heming auf die Seite der Engländer und bezeichnet in der Schlacht bei Stamfordbridge den König durch einen abgeschossnen Pfeil so genau, daß ein anderer Schütze denselben erkennt und tödtlich verwundet.

Wieder der schweizerischen Sage ähnlicher ist die von dem Holsteiner Henning Wulf, einem reichen Bauer zu Wewelsflet in Stormarn, der 1472 bei einer Empörung der Marschleute gegen König Christiern deren Anführer gewesen war. Geschlagen und flüchtig, verbarg er sich in einem Sumpfe und wurde hier durch seinen Hund, der ihm nachgelaufen war, verrathen. Vor den König geführt, sollte er hingerichtet werden. Doch ließ Christiern, da er wußte, daß Wulf ein trefflicher Schütze sei, dessen einziges Söhnlein herbeiholen und befahl dem Vater höhnisch, demselben einen Apfel vom Kopfe zu schießen; gelänge dies, so sollte der Empörer frei sein. Wulf holte seinen Bogen, legte auf, nahm zugleich einen zweiten Pfeil zwischen die Zähne und that glücklich den Schuß. Auf die Frage des Königs nach der Bestimmung des zweiten Pfeils erfolgte die uns schon bekannte Drohung, worauf der König den Schützen in die Acht erklärte und Wulf landflüchtig werden mußte. Sein Besitz wurde mit Beschlagnahme belegt, heißt heute noch das Königsland und mußte als solches früher schwere Abgaben tragen. Dieselbe Sage ist auch zu Nienborstel im Kirchspiel Hohenwestedt localisirt, und zwar da, wo ehemals ein Schloß stand. Der Schütze mußte hier seinem Sohne eine Birne vom Kopfe schießen.

Ebenfalls ein Absenker der allen diesen Erzählungen und auch der Schweizerische Sage zu Grunde liegenden Mythenwurzel aus der Urzeit ist die altenglische Ballade von William of Cloudestly, einem Nachfolger Robin Hood's, der, wie dieser mythische Geächtete im Sherwood Forest, als Wilddieb in einem Walde bei Carlisle lebte, sich endlich ergab und auf die Bitte der Königin begnadigt wurde. Um dem Könige einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu geben, erbot er sich von freien Stücken, seinem einzigen siebenjährigen Sohne auf einer Entfernung von hundertundzwanzig Schritten einen Apfel vom Kopfe zu schießen, vollbrachte das Wagstück und wurde dafür in die königliche Leibgarde aufgenommen.

Noch ferner als die zuletzt erwähnte Sage steht der Erzählung vom schweizerischen Tell die Mythe vom Riesen Töllö oder Töll, die an den Küsten und auf den Inseln Esthlands verbreitet ist, aber aus Schweden stammt. Sie hat mit jener allerdings den Namen des Helden, sonst aber nur den Weitsprung über Wasser und Fels, und Anklänge an die schließliche Entrückung in einen Berg und den Zauberschlaf gemein, den Tell im Arxberge schläft. Die beiden Treffschüsse nach dem Apfel und nach dem Bogte und die bestandene Seefahrt im Sturme fehlen ihr. Aber diese ihr bei den Inseln Schweden mangelnden Züge treffen wir, wenn auch an einen andern Namen geknüpft, bei den angrenzenden Finnen, sowie bei deren Nachbarn, den Lappen, an. Im russischen Karelien wurde dem Sprachforscher Castrén Folgendes erzählt:

Einſt machten finnische Grenzbewohner einen Streifzug nach dem Dorfe Alajärvi, und nachdem ſie daſſelbe geplündert, wollten ſie einen von ihnen geſaßten und lange ſchon verſolgteten Greiß gewaltsam mit fortſchleppen. Während ſie ihn nun längs des einen Ufers eines Sees hinführten, folgte ihnen auf dem andern ſein jüngſter zwölfjähriger Sohn Lähonnen Tiitta und ſtieß fortwährend die Drohung aus, er wolle ſie alleſammt niederschließen, wenn ſie den Vater nicht in Freiheit ſetzten. Die Räuber waren jedoch nicht gewillt, dieſer Drohung Folge zu geben, ſie verhöhnten den Knaben nur und verſuhren um ſo grausamer mit dem Vater. Allein der Knabe ließ ſich nicht abſchrecken, und die Feinde verſprachen ihm endlich, ſeinem Begehren unter der Bedingung zu willfahren, daß er vom entgegengeſetzten Ufer aus durch einen Pfeilſchuß den Apfel zerſpalte, den ſie dem Vater auf den Kopf legen würden. Der Knabe ging in der That auf dieſen gefährlichen Verſuch ein, und der Vater gab ihm dabei folgenden Rath: „Erhebe deine Hand, ſenke die andere; denn die Gewäſſer des Sees ziehen den Pfeil an.“ Der Sohn that hiernach, und ganz gegen die Erwartung der Feinde traf der Pfeil richtig ſein Ziel, der Apfel fiel in zwei Stücken vom Haupte des Vaters herab, und dieſer wurde aus ſeiner Gefangenſchaft befreit.

Eine andere Tradition erzählt von einer Finnenschaar, die ſiegend und brennend weit und breit im ruſſiſchen Karelrien haufte. Um ſo viel als möglich vor dem plündernden Feinde zu retten, hatten die Bewohner des Landes ihre Schätze vergraben und ihr vorrätziges Getreide theils dem Viehe vorgeworfen, theils auf den Schnee geſtreut, woraus ihnen ſpäter eine gute Ernte erwuchs. Auf dieſem Raubzuge überrafchte der Feind einen Karelrier Lähonnen Tiitta in tieferm Schlafe. Durch den Lärm aufgeweckt, ſprang dieſer von ſeinem Lager auf, ergriff Bogen und Köcher, warf die Beinkleider über den Arm und entfloß ſolchergeltalt den Verſolgern. Er war ein ſchneller Läufer und würde ſich wohl durch die Flucht gerettet haben, doch nöthigte ihn die ſtrenge Kälte des Winters, an ſeine nackten Beine zu denken. Als er daher einen kleinen Vorſprung erreicht hatte, blieb er ſtehen, um die Hoſen anzuziehen, allein kaum hatte er das eine Bein bedeckt, als die Feinde ihn einholten. Voll Muth und Geiſtesgegenwart ſpannte er nun ſeinen Bogen, richtete ihn bald auf den einen, bald auf den andern der herankommenden Verfolger und rief dabei: „Hüte dich, ich ſchieße dich nieder!“ Durch dieſe Liſt brachte er eine ſolche Verwirrung unter den Gegnern hervor, daß er wieder Gelegenheit zur Flucht und zum Ankleiden fand, worauf er in die Tiefe der Wälder verſchwand. Die Räuber ſetzten dann ihren Streifzug fort und gelangten nach Verübung vieler Gewaltthaten an die Ufer des Sees Tuoppajärvi. Von hier wünſchten ſie nach Pääjärvi zu fahren, und da ſie deſ Weges unkundig waren, zwangen ſie einen Bauer in Kiisjoki, ihr Boot ans

Ziel zu lenken. Auf dem Wege, den sie einschlagen wollten, befindet sich der große Wasserfall von Niäka. Als sie in der Nähe der Stromschnelle oberhalb desselben waren, steuerte der Bauer hart am Ufer hin, sprang plötzlich auf eine über das Wasser hervorragende Felsplatte und stieß im Sprunge das Fahrzeug in den Fluß hinaus. Die Feinde vermochten das Boot nunmehr nicht zu lenken oder in seinem Treiben aufzuhalten, und die Strömung führte sie in den brausenden Wasserfall hinab. Später las man an dessen Fuße vierzig Mühen auf.

Der gefeierte Held, welcher finnisch Laurukäinen, lappisch Laurukadsch heißt, hatte in Lappland, das ihm trefflich bekannt war, oft den russischen Landesfeinden als Wegweiser gedient und sie in dieser Eigenschaft bei Fahrten über Ströme und Seen ins Verderben zu führen gewußt. Einst hatten sie ihn zum Steuermann den Patjoski abwärts genommen. Als sie in die Nähe einer Stromschnelle gekommen waren, band Laurukäinen ihre sieben Boote zusammen und ermahnte die Russen, unter das Verdeck zu kriechen, damit sie beim Anblick des furchtbaren Wasserfalles nicht in Schrecken geriethen. Ohne eine Hinterlist zu ahnen, unterwarfen sich die Feinde diesem Rathe. Nun aber steuerte jener die Boote dicht am Lande hin und rettete sich auf eine vortretende Klippe, während die Russen in dem Falle umkamen.

Die Uebereinstimmung der Sage höchst verschiedenartiger und räumlich weit von einander entfernter Völker ist also vorhanden, und die dänische Tokosage steht der schweizerischen vom Schützen Tell am Nächsten. Diese Erscheinung aber erklärt sich nach Kochholz auf dem Wege literarhistorischer Betrachtung. Das Werk des Sapo Grammaticus, welches die Tokosage enthält, ist zwar erst 1514 im Druck erschienen, hat aber ohne Zweifel schon lange vorher in den Klosterbibliotheken handschriftlich cursirt und den Annalisten zu Auszügen gedient. Solche Auszüge machte 1431 der stralsunder Mönch Thomas Gheysmer, und dessen Werk gelangte, wiederum auszugsweise, 1480 zu Lübeck in niederdeutscher Uebersetzung zum Druck. Ist nun das Weiße Buch, wie bemerkt, diejenige schweizerische Chronik, welche die Geschichte von Tell zuerst bringt, um 1476 geschrieben, so liegen zwischen ihm und der gedruckten Tokosage nur vier Jahre, und diese hat aller Wahrscheinlichkeit zufolge auf die Gestaltung jener Geschichte literarischen Einfluß geübt. Diese Wahrscheinlichkeit wird aber zur Thatsache, wenn wir mit Kochholz auf die Streitfrage über die Abkunft des Schweizervolkes eingehen, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert von den Gelehrten der Cantone aufs hitzigste verhandelt worden ist.

Bei Gelegenheit des „Alten Zürichkrieges“, einem Streite zwischen Zürich und Schwyz, bei welchem die Stadt Zürich österreichische Besatzung einnahm und der Belagerung durch die Eidgenossen trohnte, erwachten unter dem gegen-

seitigen Parteilasse alte Stichwörter über die angebliche Herkunft aus der Fremde, mit welcher die Bewohner der Urschweiz sich zu brüsten pflegten. Den nächsten Anlaß dazu gab der Landschreiber von Schwyz, Johann Fründ, mit seiner 1441 erschienenen Tendenzschrift „Vom Herkommen der Schwyzer.“ In derselben erzählte er: Eine Hungersnoth hatte 6000 Schweden und 1200 Friesen genöthigt, mit Weib und Kind die Heimath zu verlassen und neue Wohnsitze aufzusuchen. Sie schlugen sich tapfer durch und kamen in die damals noch unbewohnten Alpen, wo sie sich in der Gegend des Pilatus mit Erlaubniß des Grafen von Habsburg, dem das Land gehörte, niederließen. Unter ihren drei Häuptern Switerus, Remus und Wadislauß vertheilten sie sich in die Landschaften Schwyz, Uri und Unterwalden-Gastl. Nach ihrer alten Heimath Suetia nannten sie die neue Suitia. Bald wurden sie als tüchtige Kriegerleute vom Papst und Kaiser gegen die durch einen abtrünnigen Priester verführten Römer zu Hülfe gerufen, zogen mit des Gothenkönigs Marich Heere nach Rom, eroberten die Stadt, erschlugen die Heiden und ernteten großen Ruhm. Statt des ihnen angebotenen Soldes verlangten sie in ihrem Lande steuerfrei und einzig dem Kaiser unterworfen zu sein, und da sie zum Schutze des Glaubens aufgebrochen waren, beehrten und erhielten sie ein rothes Banner mit dem Zeichen des Kreuzes. Mit dieser Geschichte, die ohne Zweifel aus dem 9. Buch der dänischen Chronik Saxo's abgeleitet ist, war der Anfang der Schwyzer Freiheit in das fünfte Jahrhundert hinaufgerückt und unmittelbar an das römische Reich geknüpft. In diesem Sinne schrieb der Stand Schwyz während des erwähnten Streites mit Zürich an die Reichsstände, um deren Parteinahme für Oesterreich abzuwenden, und bald faßten die Fabeleien Fründ's in den Waldstätten allenthalben Wurzel. Vergebens schrieb der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin in seiner 1450 vollendeten, dem Herzog Albrecht von Oesterreich gewidmeten Schrift „De nobilitate et rusticitate“ dagegen. Sein Werk wimmelt von schimpflichen Anklagen und beleidigenden Anekdoten gegen die Urkantone, und in Betreff der Einwanderungsfrage behauptet es, die Schwyzer seien Abkömmlinge der unter Karl dem Großen in die Alpen deportirten heidnischen Sachsen und noch ebenso roh und unchristlich, wie ihre Urväter. Ihren Namen trügen sie von dem blutigen Schweiß, den sie in fremden Kriegsdiensten geschwitzt, und deshalb habe ihnen jener Kaiser die rothe Fahne zum Banner gegeben. Dem Grafen von Habsburg, der ihnen Wohnsitze eingeräumt, hätten sie übel gedankt, indem sie seinen Vogt zu Lowers erschlugen, sein Schloß zerstört hätten, von der Herrschaft abgefallen seien und eine Eidgenossenschaft gestiftet hätten, der die Nachbarn in Uri und Unterwalden dann beigetreten seien. Kurz, ihre ganze Geschichte sei eine Kette von Empörungen und Freveln.

So heftig nun damals und noch später beide Gruppen der schweizerischen Parteischriftsteller einander befehdeten, sind sie doch beiderseits einig über die bald schwedische, bald cimbrische, bald nord-sächsische oder friesische Abstammung der Schweizer, und diese bleibt von da an der Knotenpunkt ihrer chronistischen Erzählungen. Hielten sie nun selbst an dieser fabelhaften Abkunft aus dem Norden fest, und stellten sie dieselbe in den Vordergrund der Volksgeschichte, so mußten sie mit nicht geringerer Vorliebe auch nach der nordischen Heldensage, wo sie sich sichtlich darbot, greifen und auch diese in ihre Berichte verflechten. Darin liegt der augenfällige Grund, weshalb in der Tellsage die Züge der skandinavischen Lokosage wiederkehren. Dieß ist ein so nothwendiges Wechselverhältniß, daß es schon im vorigen Jahrhundert eingesehen und — freilich erfolglos — öffentlich ausgesprochen worden ist.

Warum aber die von Hemmerlin vertretene, mit mehr Gelehrsamkeit, als sie sein Gegner besaß, verfochtene Ansicht von der sächsischen Abstammung der Schwyzer nicht durchdrang und die Fründ'sche das Feld behauptete? Einfach deshalb, weil Hemmerlin's Vaterstadt in jenem Kriege unterlag, weil das antihelvetische Element besiegt war und Fründ's schwedisch-urhelvetische Märchen nun um so lebendiger in den Glauben des Volkes, ja, wie Kochholz an vielen Beispielen nachweist, in das Staatsrecht der Ländercantone übergehen konnten.

Wie verhielt sich nun hierzu die spätere schweizerische Geschichtsforschung? Größtentheils ging sie in den alten Geleisen fort. Doch steht der Wandersage schon Stumpf (Mitte des sechzehnten Jahrhunderts) zweifelnd gegenüber, wenn er sie „eine argwöhnische Historie, wo die Irthümer nicht zu zählen“, nennt. Desgleichen schwankt Tschudi (um 1570). Entschiedeneren Urtheils ist der gelehrte Baseler Anton Heinrich Pantaleon, der erste Schweizer, welcher (um 1566) Saxos Lokosage zum Zwecke geschichtlicher Vergleichung ins Deutsche übersetzt hat. Sehr deutlich endlich spricht Jfelin in seinem Lexikon (Basel, 1728) sein Mißtrauen in die Wahrheit der Sage von Tell aus, wenn er sagt: „Wie viele neue Scribenten auch dieser Geschicht Meldung thun, so kann man gleichwohl nicht mit Stillschweigen übergehen, daß erstlich solche in keinem gar alten Geschichtschreiber gefunden werde, und fürs andere, daß Claus Magnus und aus dem noch andere eine ganz gleiche Begebenheit von einem gewissen Tocho erzählen, die sich zur Zeit des dänischen Königs Harald und also viel hundert Jahre, ehe noch die Schweizer von österreichischen Landvögten gedrängt wurden, solle ereignet haben und doch der vorerzählten Geschicht des Wilhelm Tellen ganz gleich ist, sodasß schier nicht zu zweifeln, daß die eine Erzählung aus der andern hergenommen sei.“

Die Antwort der altgläubigen Schule faßt sich in folgenden Satz zusammen, den Johannes von Müller geerbt und auf die Seinigen weiter

vererbt hat. „Es verräth (so sagt M. im 1. Bd. der Schweizergeschichte) eine geringe Erfahrung in der Geschichte, von zwei Begebenheiten eine zu leugnen, weil in einem andern Land oder Jahrhundert ihr eine ähnlich war.“ Die beiden von M. hier gesetzten Aehnlichkeitsfälle haben sich seitdem auf viele Gleichheitsfälle vermehrt, und einem Historiker, welcher dieselben heute noch ignorirt, wird mit dem besten Rechte vorgeworfen werden dürfen, er vernachlässige und verachte die wissenschaftliche Erfahrung. Seit dem sechsten Jahrhundert lebt der Apfelschütze Ggil in deutschen noch vorhandenen Liedern und sein Meisterschuß, ein Gemeingut der indogermanischen Familie, findet sich in Persien und Skandinavien, in England und Holstein, Verwandtes sogar bei Esthen, Finnen und Lappen. Wie lange vorher, ehe es eine Schweiz gab, mußte also die Sage zu Völkern gedrungen sein, die heut zu Tage so weitläufig mit einander verwandt sind und so fern von einander wohnen. Und wie wenig ehrlich verfährt dann der Historiker, der, wie Müller, im Stillen an keinen geschichtlichen Tell glaubt, ihn aber in seinem Geschichtswerke mittelst eines Haufens erfundener Urkunden als wirklich und wahrhaftig am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts existirt habend darzustellen versucht? Müller hatte 1785 einem Freunde geschrieben, bezüglich der Begebenheit mit Tell sei er mit sich selber noch nicht im Reinen und werde sich mit guter Manier aus der Sache zu ziehen suchen. Im folgenden Jahre erhielt er von einem andern ihm befreundeten Geschichtsforscher der Schweiz einen Brief, in dem es heißt: „Ich bin mit Ihnen vollkommen gleichstimmig, die Geschichte des Apfels als unzuverlässig anzusehen.“ Dieselbe unwahrhaftige Rolle spielt der seinerzeit viel gepriesene Geschichtsschreiber auch in Betreff der Einwanderungsfrage. Er hatte dieselbe im ersten Bande seiner Schweizergeschichte nicht nur mit allerlei historischen Sophismen, sondern auch mit den abenteuerlichsten Mitteln der Sprachforschung verfochten. Die „Nationalsprache“ der gegenwärtigen Haslithaler, sagte er dort, sei zwar nicht schwedisch, aber auch nicht deutsch, und der Urstamm ihrer Wörter könnte wohl in ein Idiotikon gesammelt werden, lasse sich aber — wer müßte über solch Gerede nicht lächeln — nicht mehr errathen. Vor anderthalbtausend Jahren hingegen hätten die durch einander wandernden Völker des Nordens einander noch nicht so sprachfremd geworden sein können. Die Meinung Hemmerlins, die Einwohner der Waldstätte seien Abkömmlinge heidnischer Sachsen, die von Karl dem Großen erst in das Innere des Frankenlandes und dann in die Alpen verpflanzt worden seien, finde ebenfalls Unterstützung durch die auffallende Aehnlichkeit, welche die Sprache des gemeinen Mannes in einigen Schweizerthälern mit der Volkssprache auf dem — Thüringer Walde habe. Daß dem Geschichtsschreiber der Schweiz diese abgeschmackten Einfälle nicht ernst waren, bewies er in seinem Briefwechsel mit dem Historiker v. Pfister, von dem er als Erwiderung

auf seine soeben mit getheilten Phantasten die folgende Zuschrift erhielt und unter lebhafter Zustimmung entgegennahm: „Die besondere Frage von der Einwanderung der Schweizer hoffe ich näher erörtern zu können. Die Hauptsache beruht auf dem Beweis, daß das ganze sweivische und alemannische Volk überhaupt nicht vom Norden her eingewandert, sondern von jeher in diesen Sizen gewesen. Der zweite Beweis muß zeigen, daß die Colonien, deren die alten Lieder gedenken, in Sprache und Stammesart von den Alemannen gar nicht verschieden sind, und daß das Mutterland, aus dem sie ausgewandert sind, nach der Beschreibung kein anderes sein kann als Schwaben oder höchstens Thüringen.“

Der Beweis, daß die Bewohner der Arcantone keine Scandinavier und ebensowenig Niedersachsen sind, ist längst nicht mehr zu führen. In den Waldstätten aber steht die Frage immer noch auf dem Flecke, der ihr durch den Einfluß der Müller'schen Schriften angewiesen worden ist; denn, wie Rochholz sagt, „das conservative Herkommen, die ihm dienende Obrigkeit und die diesen beiden wiederum dienstbare Presse sind hier die drei Gewalten, welche den historischen Aberglauben pflanzen und erhalten.“ „Seitdem die Populärschriften in Form von Volkskalendern, Volksbibliotheken, Schulbüchern u. d. die untern Klassen ausbeuten, sind alttraditionelle (aber unrichtige, vor einigen Jahrhunderten zu bestimmten Zwecken erfundene und in Umlauf gesetzte) Geschichtsanschauungen auch unter dem Theile des Volkes verbreitet, der sonst nicht liest. Als in den zwanziger Jahren die beiden Sprachforscher Schmeller und Schottky die deutschen Gemeinden bei Verona und Vicenza bereisten, um deren Abkunft und Mundart kennen zu lernen, erklärten ihnen die Bauern jener isolirten Dörfer: „Wir sind Cimbern“ — wir sind Cimbern. Ähnliches mag man jetzt auch in den Waldstätten meinen. Wenigstens hat sie Ischokke in „Des Schweizerlandes Geschichte“ zu Cimbern gemacht und diese Abstammung aus der Ähnlichkeit dortiger Geschlechtsnamen mit skandinavischen erweisen zu können geglaubt — als ob es in der Zeit, in welche jene vermeintliche Wanderung verlegt wird, schon Geschlechtsnamen gegeben hätte.“

Mit gutem Rechte schließt Rochholz diesen Theil seiner Untersuchung mit den Worten:

„Wenn nun auch der Mythos von Toko-Tell ein echter ist, so sind doch die Vereinigung zweier mythischen Gestalten und Schicksale zu einem speciell helvetischen Zwecke, ferner die Uebertragung einer vorzeitlichen Sage auf eine chronologisch fixirte schweizerische Begebenheit (den die Freiheit begründenden Aufstand um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts), sodann das Hereinziehen der gothischen und der longobardischen Wandersage auf das winzige und viel später bevölkerte Gebiet am Vierwaldstätter See zusammen

nichts anderes als ein gewaltthätiges Nachwerk rathender und verrosteter Gelehrsamkeit, mithin das schnurgerade Gegentheil echter Volkslage.“

Im nächsten Artikel werden wir dem interessanten Buche bei der Lösung einiger weiteren mit der Tallsage verknüpften Fragen folgen, sehen, wie der Geßler derselben nie existirt hat, und über ihre Entstehung weitere Aufschlüsse gewinnen.

Sine Reise in Angola.

Von Herman Soyaux.*)

Am einem Sonntagmorgen im Monat März des Jahres 1875 blickte die Sonne noch nicht über die nahen Berge, als die deutsche Cassadje-Expedition in Dondo, einer kleinen Stadt Angolas, ca. 152 engl. Meilen von der Küste des atlantischen Oceans entfernt, zum Aufbruch in das Innere Afrikas bereit stand. — Es war eine recht stattliche Karavane, die sich dort unter den ersten Waldbäumen nahe der Ripakallabrücke versammelte; sie bestand aus dem Major von Homeyer, Dr. Pogge und dem Schreiber dieses, als Mitgliedern der Expedition, Herrn Kapitain Alexanderson, einem Deutschen aus Dondo, der uns begleitete, und Major Marques, Chef des Presidios und der Militairgewalt von Dondo.

Zu Trägern des Gepäcks und unserer Hängematten (der Droschken West-Afrikas) hatten wir ca. 60 Neger und außerdem noch einige Soldaten als Bedeckung und Zuchtruthe für unsere Träger und die Bewohner der zu durchziehenden Landstrecken. —

Unser Ziel war M-pungo an Dongo, einer der noch vorhandenen portugiesischen Militairposten, ungefähr 210—220 engl. Meilen von den Gestaden des Atlantic entfernt gelegen. Die portugiesische Colonie Angola besaß in früherer Blüthezeit des Mutterlandes viele solcher besestigter Plätze im Inneren, die den Zweck hatten, den Handel zwischen „Weiß und Schwarz“ zu schützen und die quer durch den Afer führenden Wege offen zu halten. Durch die Bereicherungssucht jedoch und die Grausamkeit der jeweiligen Commandeure solcher Militairposten wurden Aufstände der Eingeborenen veranlaßt, die

*) Der Verfasser nahm als Botaniker an der deutschen westafrikanischen Expedition Theil und verweilte zwei Jahre im „schwarzen Erdtheil.“

D. Red.